



# Leseprobe

Victor Dixen

## Vampyria - Der Hof der Wunder

Roman - Vampire in Versailles: Die Fortsetzung der großen romantischen Fantasy-Saga

---

»Es ist Zeit, um zu zittern! ›Vampyria‹ ist ein faszinierendes und blutiges Leseerlebnis!« *France Info*

Bestellen Sie mit einem Klick für 18,00 €



---

Seiten: 560

Erscheinungstermin: 23. August 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

**Wagst du es, mir zu vertrauen? Die Fortsetzung der großen Vampir-Saga »Vampyria« aus Frankreich.**

Entgegen ihren Plänen und vor den Augen des ganzen Hofstaats hat die Sterbliche Jeanne den König der Vampire vor der Vernichtung bewahrt und wurde dafür in sein Gefolge aufgenommen. Nun muss sie ihre Tarnung als Adelige am Hof der Finsternis aufrechterhalten. Doch wird der Widerstand, dem ihre Treue gilt, Jeanne immer noch in seinen Reihen begrüßen, nach all dem, was sie getan hat? In den Eingeweiden von Paris treibt eine abtrünnige Vampirin ihr Unwesen, die über ihre eigenen entsetzlichen Kreaturen herrscht. Ludwig XIV. sendet seine Reiter aus, um diese Rivalin gefangen zu nehmen. Wen wird Jeanne diesmal schützen, wenn es zum Kampf unter den Vampiren kommt?

**Lass dich von Victor Dixen in seine opulente Vampyria-Welt entführen:**1. Der Hof der Finsternis2. Der Hof der Wunder3. Der Hof der Stürme



**Autor**

**Victor Dixen**

---

Victor Dixen, zweimaliger Gewinner des »Grand Prix de l'Imaginaire«, wurde als Sohn einer französischen Mutter und eines dänischen Vaters geboren. Er hat in Paris, Dublin und Singapur gelebt und wohnt aktuell in New York. Nachts schläft er eher wenig

Victor Dixer  
Vampyria  
Der Hof der Wunder

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel  
»Vampyria 2. La Cour des Miracles« bei Robert Laffont, Paris.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir  
uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren  
Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage 2023

Copyright der Originalausgabe © 2021 by Éditions Robert Laffont, Paris.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2023 by Blanvalet

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Carina Heer

Umschlaggestaltung: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de) nach einer Originalvorlage

von © Éditions Robert Laffont, S.A.S., Paris, 2021

Umschlagdesign: © Nekro (@Nekroxiii)

Coverschriftzug: © Tarwane (@Tarwane)

Illustrationen Innenteil und Karte von

Paris: © Misty Beee (@misty.beee)

Medaillons Gestaltung: © Loles Romero (@Lolesillustration)

BL · Herstellung: sam

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-6348-7

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

*Für E.*

*Der unheimlichste und verlassenste Wald  
Ist verglichen mit Paris ein sicherer Ort.  
Unglücklich ist deshalb derjenige, den eine  
unvorhergesehene Angelegenheit  
Ein wenig zu spät um eine Straßenecke führt!  
Ich selbst schließe meine Tür und lege mich zur Ruhe,  
Jeden Tag bei Sonnenuntergang;  
Doch kaum habe ich in meinem Zimmer das Licht gelöscht,  
Tue ich kein Auge mehr zu.*

Nicolas Boileau – *Die Schwernisse von Paris*  
(im Jahr 1666 n. Chr.)

*Im Mondschein  
Schließ fest das Tor.  
Bricht die Nacht herein,  
Kommen Vampire hervor.  
Den betrunkenen Pierrot  
Erwischen sie als Ersten.  
Dann kommen die Ghule  
Lassen die Knochen bersten!*

Populäres Volkslied, das zur Abenddämmerung in Paris erklingt  
(dreieinhalb Jahrhunderte später, im Jahr der Finsternis 299)

# 1

## EINDRINGLING

**N**ichts ist verletzlicher als ein schlafender Körper.  
*Im Schlaf werden wir wieder zu wehrlosen Neugeborenen.*

*Wie dieses junge Mädchen, das in der Mitte eines für sie viel zu großen, riesigen Betts ausgestreckt liegt.*

*Alles ist erstarrt, nur die Knospe auf dem Nachthemd der Schlafenden wird größer. Eine Rose aus Blut blüht dort auf. Ihre Blütenblätter entfalten sich langsam auf der Seide, dort, wo das Herz durchstoßen wurde.*

*In dem Maße, in dem die Blüte wächst und immer dunkler wird, wird das Gesicht immer blasser.*

*Die Lippen der vermeintlich Schlafenden erleichen zusehends.*

*Die Farbe ihrer Stirn verschmilzt mit der ihrer grauen Haare, die über das Kissen ausgebreitet sind.*

*Tief unten in ihren Augen, starr vor Verblüffung, kann ich mich wie in einem Spiegel erkennen ...*

*... und begreife, dass diese junge Verstorbene ich selbst bin!*

Ich schrecke aus dem Schlaf hoch, die Hand halte ich mir auf die Stelle an der Brust gedrückt, wo der Todesstoß mich getroffen hat.

*Ein Albtraum!*

Unter meinen verkrampften Fingern schlägt mir das Herz wie wild – ich bin immer noch am Leben.

Hinter den schweren Vorhängen meines Schlafzimmers tobt ein Gewitter.

Ich schäle mich aus den nassgeschwitzten Laken und schlurfe durch das dunkle Zimmer: Als Reiterin des Königs der Finsternis ist mir eines der größten Gemächer im Schloss von Versailles zugewiesen worden.

Tastend suche ich nach dem Stuhl vor meinem Frisiertisch, lasse mich darauf fallen und drehe am Rad der Öllampe, um die schlummernde Flamme auflodern zu lassen. Im Lichtschein erscheint eine bronzene Uhr, die fünf Uhr morgens anzeigt. Ende November, kurz vor Winterbeginn, dauert es noch über drei Stunden bis Sonnenaufgang. Ich kann mir nicht erlauben, auch nur eine Minute Schlaf zu vergeuden – er ist in meinem neuen Leben als Reiterin eine zu kostbare Mangelware. Punkt acht Uhr muss ich für die Zeremonie des Großen Schlags mit den fünf anderen Reitern vor der Totenkammer des Königs stehen. Hastig schraube ich eine Dose auf, in der sich Tabletten aus weißer Weidenrinde befinden, und schlucke sie gegen den Schmerz, der mir den Schädel zermürbt – schon seit jeher macht mich mein Überschuss an schwarzer Galle empfänglich für Migräne.

Während ich darauf warte, dass die Tabletten wirken und mich wieder in Morpheus' Arme treiben, betrachte ich mein zerknittertes Gesicht im Spiegel. Die Kunsthandwerker des Palasts haben die Buchstaben D und G in den goldenen Rah-

men geprägt, die Initialen von Diane de Gastefriche – der Name, unter dem ich hier seit einem Monat bekannt bin, der Name der Heldin, die ein Attentat auf den König abgewendet hat. Dieser weiß jedoch nicht, dass ich eigentlich Jeanne Froidelac heiße; dass ich nicht die adlige Tochter eines Barons aus der Provinz bin, sondern nur eine Nichtadelige, deren gesamte Familie von den königlichen Truppen niedergemetzelt worden ist; dass ich nicht nach Versailles gekommen bin, um ihm zu dienen, sondern um sein Reich von innen her auszuhöhlen.

Im Herzen der schwarzen Nacht erdrückt mich das gewaltige Ausmaß meiner Aufgabe. Ich bin mir bewusst, dass meine falsche Identität am seidenen Faden hängt. Ich wage nicht, mir die Qualen auszumalen, die man für mich in petto hätte, wenn ich entlarvt würde. Seit meiner Ankunft bei Hof lebe ich in andauernder Angst, die meine Nachtruhe stört und mir finstere Träume beschert – wie den, der mich gerade aus dem Schlaf hat hochschrecken lassen. Bei diesem Gedanken betrachte ich noch einmal eingehender mein Spiegelbild auf der Suche nach Details, die verraten könnten, wer ich wirklich bin. Ist meine Haltung unter der grauen Masse meiner zum Zopf geflochtenen Haare angemessen hochmütig? Blicken meine großen, blassen Augen herablassend genug? Sind meine dünnen Lippen ausreichend fest zusammengekniffen?

Ich zwingen mich dazu, mich als stolze Baroness vorzustellen, aber ich sehe im Spiegel nichts als ein verlorenes Landmädchen, eine Waise, die vollkommen allein auf der Welt ist ...

*... allein, wirklich?*

Habe ich dort hinter meinem Kopf in einer Ecke des Spiegels nicht eine Bewegung wahrgenommen?

Ich kneife die Augen zusammen, um das Schlafzimmer

im Spiegel besser betrachten zu können. Fast vollkommene Dunkelheit herrscht im hinteren Teil des Raums, weit abseits des schwachen Scheins der Öllampe.

Ich meine, einen der langen Samtvorhänge sich leicht in der Finsternis bewegen zu sehen.

Ein Luftzug kann es jedoch nicht sein: Ich bin mir sicher, dass ich das Fenster gestern Abend vor dem Zubettgehen geschlossen habe.

Plötzlich trifft mich eine Gewissheit und vertreibt die Migräne wie ein eisiger Lufthauch: *Jemand ist in mein Zimmer eingedrungen!*

Mit einem flauen Gefühl im Magen erstarre ich auf meinem Stuhl.

Mein Albtraum war eine Warnung.

»Wer ist da?«, rufe ich mit einer zu schrillen Stimme, die in meinen eigenen Ohren wie das Blöken eines Lamms auf dem Weg zur Schlachtbank klingt.

Keine Antwort.

Aber die Art, wie der Samtvorhang unvermittelt zu zittern aufhört, ist für sich genommen schon ein Eingeständnis: Irgendwer versteckt sich dahinter.

Ein panischer Schauer läuft mir unter meinem Nachthemd über die Haut. Der feine Seidenstoff wird mir keinerlei Schutz gegen eine scharfe Klinge oder spitze Eckzähne bieten. Er wird genauso rot anlaufen wie in meinem Traum. Was das Schwert betrifft, das ich in meiner Position als Reiterin besitze, liegt es, in seiner Scheide gut aufgehoben, ganz hinten in einem Schrank am anderen Ende dieses überdimensionierten Schlafzimmers.

»Ich warne Euch. Wenn ich schreie, kommen die Schweizergardisten!«

Ein Donnerschlag unterstreicht geradezu meine Worte, als ob der Himmel selbst sich über meine lächerlichen Drohungen lustig machen würde. Nicht nur tobt draußen dröhnend das Gewitter, sondern der Vorraum zwischen meinem Schlafzimmer und dem Palastkorridor wirkt außerdem wie eine Schleuse. Hinter dem Toben der entfesselten Elemente kann ich kaum die Musik der nächtlichen Feiern wahrnehmen, die sich in den unteren Etagen des Schlosses ihrem Ende zuneigen. Unter meinen Füßen leeren in genau diesem Moment die edlen Vampire ihre letzten Kelche mit lauwarmer Blut, bevor sie sich wieder in ihre kalten Säрге legen, und die sterblichen Höflinge betrinken sich mit erstklassigen Weinen, bevor sie in den molligen Betten ihren Rausch ausschlafen.

Selbst wenn ich aus voller Kehle schreien würde, würde mich niemand hören.

Mit zitternder Hand suche ich auf der Platte des Frisier­tischs nach einer Waffe, doch ich finde nichts als Käämme und Bürsten. Mit dem Arm stoße ich gegen die Dose mit den Tabletten aus weißer Weidenrinde, und sie zerbricht auf dem Parkett.

Das wirkt wie ein Stichwort. Unvermittelt teilt sich der Vorhang, und ein dunkler Umriss wird dahinter sichtbar.

Ich springe auf und stürze in Richtung Zimmertür, bin allerdings nicht schnell genug, um sie vor dem Eindringling zu erreichen.

Er stellt sich zwischen mich und die Tür und versperrt mir den Weg.

Ich schätze ihn mit einem raschen Blick ab. Er trägt ein regennasses Hemd und eine Hose aus geflicktem Stoff, das Gesicht ist hinter einem schwarzen Tuch verborgen, in das

Sichtlöcher geschnitten worden sind. Mit eiserner Faust packt er meinen Arm und zieht mich unsanft zu sich heran. In der anderen Hand hält er einen Dolch, dessen schlanke Klinge im Schein der Lampe aufblitzt.

Seine Lippen verzerren sich unter dem Saum seiner behelfsmäßigen Maske: »Verrecke, verdammte Todleckerin!«

Der Sekundenbruchteil, den mein Angreifer damit verloren hat, seine Beleidigung auszustoßen, erlaubt mir, mein Körpergewicht auf das rechte Bein zu verlagern.

Haarscharf weiche ich dem Dolch aus.

Für einen Moment gerät der Mörder aus dem Gleichgewicht und lässt mich los.

Ich rolle mich in die Zimmermitte ab.

Ein Donnerschlag, noch ohrenbetäubender als alle, die ihm vorausgegangen sind, lässt den Boden unter meinen schmerzenden Handflächen erzittern.

Keuchend springe ich auf und bin mir bewusst, dass ich dem Tod nur einen kurzen Aufschub abgerungen habe. Der Angreifer steht noch immer vor der Tür und versperrt mir den Ausweg.

Schon bewegt er sich wieder auf mich zu – und jetzt bemerke ich, dass er hinkt.

Humpelnd oder nicht, mir ist klar, dass er nicht zweimal denselben Fehler machen wird, der mir erlaubt hat, ihm zu entkommen.

»Ich ... ich bin nicht die, für die Ihr mich haltet«, stammle ich.

Meine Gedanken überschlagen sich.

*Herausfinden, wer er ist.*

*Erraten, warum er mir den Tod wünscht.*

*Und vor allem: Zeit gewinnen.*

Der Mund des Unbekannten verzicht sich erneut unter seiner Maske.

»Du bist *genau* die, für die ich dich halte«, knurrt er und kommt weiter auf mich zu. »Eine ruhmstüchtige Kurtisane. Eine Todleckerin, die davon träumt, in eine Vampirin verwandelt zu werden. Darum hast du auch den Tyrannen gerettet!«

Ich nehme den stählernen Hass in seiner Stimme wahr, genauso hart und scharf wie die Klinge seines Dolches. Aber ich sehe auch ein Zittern, wie bei einem Stück Glas kurz vor dem Zerspringen.

Meine Gedanken überschlagen sich in rasender Geschwindigkeit. Ganz offenbar stehe ich einem Aufständischen gegenüber, der mir vorwirft, das Attentat auf den König vereitelt zu haben – aber mit welcher Art von Rebell habe ich es zu tun?

Gehört er zum Widerstand der Fürsten, die den Platz des Unwandelbaren auf dem Thron einnehmen wollen – wie Tristan de La Roncière, der Liebling der Verschwörer, den ich letzten Monat getötet habe?

Oder dient er wie ich selbst dem Widerstand des Volkes, der sich dem verrückten Traum verschrieben hat, die Welt vom Joch der Vampire zu befreien?

Seine einfache Kleidung ist tausend Meilen von den seidenen Gewändern eines Edelmanns entfernt. Seine gebeugten Schultern haben nichts mit der geckenhaften Attitüde zu tun, die die Höflinge in Versailles an den Tag legen. Als er mich an meinem bloßen Arm gepackt hat, hat seine Hand sich schwielig wie die eines Arbeiters angefühlt. Und was dieses Schimpfwort betrifft, »Todlecker«, flüstern es sich die kleinen Leute zu, um die sterblichen Adligen zu bezeichnen, die keine Niedertracht scheuen, um sich bei den Vampiren einzuschmeicheln.

»Warte!«, rufe ich und setze alles auf eine Karte. »Ich habe die Verschwörung von La Roncière nicht durchkreuzt, um den Tyrannen zu retten, wie du glaubst, sondern um Frankreich vor einer noch grausameren Tyrannei zu bewahren!«

Der Eindringling bleibt wenige Meter vor mir stehen.

»Was redest du denn da, du elitäres Weib?«, knurrt er.

»Ich träume nicht von der Transmutation«, erkläre ich ganz außer Atem. »Aber Tristan de La Roncière wollte sich verwandeln, um die Krone an sich zu reißen. Noch schlimmer, er hat geplant, den Numerus clausus abzuschaffen, der die Anzahl der Vampire im Königreich beschränkt. Wenn er seinen Plan in die Tat umgesetzt hätte, hätten sich alle sterblichen Adligen in Blutsauger verwandelt und das Volk auf nie da gewesene Weise dezimiert.«

Der Dolch in der Hand des Mörders beginnt zu zittern.

Ich spüre, dass ihm Zweifel kommen. Er balanciert wie ein Akrobat auf dem Drahtseil der Vernunft: Jeden Moment kann er wieder in seine mörderische Wut zurückfallen.

»Du musst mir glauben.« Ich zwinge meine Stimme dazu, ruhig zu klingen, denn ich bin mir bewusst, dass jedes lautere Wort mein dünnhäutiges Gegenüber sofort wieder in Zorn versetzen könnte. »Ich sage die Wahrheit.«

Er schnieft geräuschvoll und unterdrückt ein Schluchzen.

»Die Wahrheit?«, wiederholt er. »Vielleicht ... oder vielleicht auch nicht.« Seine zitternden Lippen verhärten sich erneut. »Das Einzige, was ich sicher weiß, ist, dass du Toinette umgebracht hast, du niederträchtiges Stück!«

Toinette? Das Bild der jungen Dienerin an der Schule des Großen Marstalls tritt mir unvermittelt wieder vor Augen: ihr argloses Gesicht mit den roten Flecken; ihr schüchternes Lächeln, wenn sie meinem Blick im Speisesaal begeg-

nete; ihre vom Blutzehnt vernarbten Armbeugen, den die hämatische Fakultät monatlich von allen Bürgern des Königreichs abfordert. Ich sehe mich selbst noch immer die Adern der armen Toinette durchstechen, als ich noch Schülerin war. Madame Thérèse, die Vorsteherin, hatte mir befohlen, die Dienerin während eines mondänen Abendessens zur Ader zu lassen, um mit ihrem Blut den Kelch der Marquise de Vauvalon zu füllen, einer der grausamsten Vampirinnen am gesamten Hof.

»Toinette ist tot?«, stammle ich. »Aber als ich den Großen Marstall vor einem Monat verlassen habe, war sie doch noch am Leben!«

»Die Verletzungen, die du ihr zugefügt hast, haben sich entzündet. Die Nadel, mit der du sie so übel zugerichtet hast, muss verschmutzt gewesen sein – oder noch etwas Schlimmeres!«

Mit Schrecken denke ich an Madame Thérèses Sadismus zurück. Sie hat der armen Toinette übelgenommen, ein Pfund Mehl gestohlen zu haben. Wäre die Gouvernante tatsächlich so weit gegangen, mir eine vergiftete Nadel zu reichen, mit der ich die Schuldige zur Ader lassen musste?

»Ich wusste das nicht ...«, stottere ich am Boden zerstört. »Ich schwöre dir ...«

Aber mein Gegenüber hört mir nicht mehr zu.

»Jetzt wirst du bluten!«, ruft er.

Er reißt seinen Dolch mit solcher Wucht hoch – mit solcher Wut –, dass ich ihm nicht ganz ausweichen kann.

Ein blendender Schmerz flammt an meiner rechten Wange auf, als das Eisen mich streift.

Und der Verrückte nimmt direkt im Anschluss hinkend Anlauf zu einem zweiten Hieb.

Plötzlich kommen Toinettes Worte mir wieder in den Sinn, als sie ihren lächerlich kleinen Diebstahl vor der gnadenlosen Gouvernante zu rechtfertigen versuchte: *»Meine alten Eltern sind krank, und mein Bruder, der Zimmermann, kann nicht mehr arbeiten: Er hat sich letzten Monat das Bein gebrochen, als er bei den Bauarbeiten zur Erweiterung des Schlosses von einem Gerüst gefallen ist.«*

Das Offensichtliche trifft mich mitten ins Herz.

»Du bist der Zimmermann, Toinettes Bruder! Ich weiß, wie es sich anfühlt, wenn man eine geliebte Schwester verliert.«

Die Klinge erstarrt in der Luft.

»Ich selbst habe meinen geliebten Bruder Bastien verloren«, fahre ich mit einem Kloß im Hals fort. »Es ist, als ob einem ein Teil des eigenen Selbst herausgerissen würde. Als ob einem die Hälfte der eigenen Seele amputiert würde. Das alles ist Bastien für mich gewesen ... bis die königlichen Dragoner ihn massakriert haben, genau wie meine ganze Familie in meinem Dorf in der Auvergne.«

Toinettes Bruder – denn ich bin überzeugt, dass er es tatsächlich ist – steht jetzt so nahe vor mir, dass ich seinen Blick durch die groben Löcher seines Halstuchs zittern sehen kann. Vor Verwirrung. Vor Wut. Aber vor allem vor Verzweiflung.

»Die königlichen Dragoner sollen deine Familie massakriert haben?«, stammelt er verstört. »Du bist doch eine Reiterin aus einer Adelsfamilie.«

»Ich hab dir doch gesagt, ich bin nicht die, für die du mich hältst«, wiederhole ich mit dumpfer Stimme. »Meine adlige Herkunft ist nur eine Scharade. Eine Illusion. In Wirklichkeit bin ich die Tochter eines Apothekers und sogar noch schlimmer: die Tochter von Aufständischen.«

Indem ich ihm meine bürgerliche Herkunft enthülle, das

weiß ich, lege ich mein Leben in seine Hand, und trotzdem kommen mir die Worte wie von allein über die Lippen. Denn es ist meine letzte Chance, zu diesem Unglücklichen vorzudringen. Außerdem erkenne ich mich selbst in ihm wieder, wie ich in den Tagen nach dem Mord an meiner Familie gewesen bin. Dieser Junge gehört keiner Geheimgesellschaft an. Er ist kein Bote irgendeiner Widerstandszelle, weder einer aus dem Volk noch aus dem Adel. Er ist nur eine Kanonenkugel, die vor Verzweiflung qualmend durch das Chaos dieser Welt rast und sich das nächstliegende Ziel sucht.

»Ich ... ich weiß nicht, ob ich dir glauben kann«, stammelt er.

Seine verwirrten Augen heften sich auf meine nackten Arme, auf die Stelle, an der ich noch vor einem Monat das Zeichen des Blutzehnten trug, wie alle Angehörigen des vierten Standes. Doch die verräterischen Narben in meinen Armbeugen sind nach dem Schluck des Königs verschwunden, den ich wie alle Reiter getrunken habe. Eine kleine Menge königlichen Blutes fließt von nun an durch meine Adern und bringt die Fähigkeit zu einer beschleunigten Heilung mit sich.

»Das Blut des Unwandelbaren hat meine Wunden geschlossen!«, rufe ich und nehme damit die Frage von Toinettes Bruder vorweg. »Ich musste einen Schluck davon trinken, um meine Rolle als Reiterin ausfüllen zu können, aber tief in meinem Herzen bleibe ich immer ein Mädchen aus dem Volk.«

Bei diesem Gedanken erinnere ich mich plötzlich an den einzigen Gegenstand, den ich von meiner Familie behalten habe. Hektisch stecke ich die Hand in die Tasche meines Nachthemds und ziehe die Taschenuhr meiner Mutter her-

aus. Auf der Rückseite des bronzenen Deckels sind einige Worte eingraviert.

»Für ... ein ... Leben ... in ... Freiheit ...«, entziffert der Zimmermann mit Mühe. Offenbar kann er kaum lesen.

»Das ist das Motto des Widerstands des Volkes. Und der Beweis dafür, dass ich auf deiner Seite stehe.«

Endlich senkt er den Dolch.

Sein Blick fällt auf seine Schuhe, die nasse Flecken auf dem frisch gebohnerten Parkett hinterlassen. Es ist, als fragte er sich auf einmal, was er hier tut.

»Du könntest deiner Trauer einen Sinn geben«, flüstere ich ihm zu. »Du könntest das Andenken deiner Schwester ehren, wie ich dasjenige Bastiens und meiner ganzen Familie ehre. Indem du Magna Vampyria direkt an seinen Grundfesten sabotierst.«

Mit weit aufgerissenen Augen schaut er mich an und zittert vor Unglauben, als ob ich gerade eine Ketzerei begangen hätte.

»Ich heiße Jeanne Froidelac«, vertraue ich ihm an und strecke ihm die Hand entgegen.

»Paulin Trébuchet«, antwortet er kaum hörbar.

Trotz der tiefen Emotion, die sich um mein Inneres zusammenkrampft, zwingt mich dazu, ihn anzulächeln.

»Der Widerstand des Volkes könnte jemanden wie dich gebrauchen, Paulin«, sage ich zu ihm. »Schließ dich unserem Kampf für die Befreiung des vierten Standes an.«

Er reißt die Augen noch ein Stückchen weiter auf.

Ich habe den Eindruck, darin meine eigene Überraschung wiederzuerkennen, als ich von der Existenz einer revolutionären Organisation erfuhr, die sich über mehrere Kontinente erstreckt.

»Was sagst du da?«, seufzt er. »Weißt du denn nicht, dass es keine Freiheit für den vierten Stand geben kann, kein Licht am Ende des Tunnels? Es gibt nur die Finsternis, die immer schwärzer und kälter wird. Die Vampire werden ihren Platz niemals räumen. Im Gegenteil, ihre Macht wird mit der Zeit immer größer. Jedes Jahr friert die Welt ein bisschen mehr ein. Und die nächtlichen Abscheulichkeiten sind so zahlreich wie nie zuvor.« Er wirft einen ernüchterten Blick auf mein luxuriöses seidenes Nachthemd. »Vielleicht hast du es vergessen, seit du hier im Schloss wohnst, aber es sind immer noch wir, die kleinen Leute, die alles mit unserem Leben bezahlen. Wir sind es, die wegen der Missernten Hunger leiden. Mit unserem Blut ernähren wir die Unsterblichen. Wir sind Freiwillig für die Kreaturen der Nacht.«

Diese düsteren Worte treiben mich an den Rand der Verzweiflung, denn Paulin hat recht. In den letzten Jahren hat sich die rätselhafte Umklammerung der Finsternis um die Welt immer weiter verstärkt. Der Blutdurst der Vampire nimmt jeden Monat etwas mehr zu, und die Nächte produzieren immer zahlreichere Schrecknisse.

»In den Vororten von Versailles sind die Ghule noch nie so gefräßig gewesen«, schließt Paulin bitter. »Es gibt Gerüchte, dass es in Paris sogar noch schlimmer ist. Das Volk wird erst vollständig von den Vampiren ausgesaugt und dann von diesen kannibalischen Monstern aufgefressen!«

Auch wenn ich in meinem abgelegenen Dorf Butte-aux-Rats nie einem Ghul begegnet bin, weiß ich, dass es auf den Friedhöfen der Großstädte von diesen leichenfressenden Kreaturen nur so wimmelt – und dass sie manchmal auch arme Teufel angreifen, die das Unglück haben, sich nach dem Beginn der Sperrstunde noch draußen aufzuhalten.

Ich schüttle den Kopf und unterdrücke die Schreckensbilder, die auf mich einstürzen.

Das Zimmer ist erfüllt von zitternden Schatten und dem Echo des Gewitters, als ob Alpträume versuchen würden, Gestalt anzunehmen.

»Früher war ich genauso hilflos wie du, Paulin, aber der Widerstand hat mir neue Kraft gegeben«, versichere ich ihm mit all der Überzeugungskraft, die ich aufbringen kann. »Du musst wieder Hoffnung schöpfen. Im Geheimen bereitet ein weitverzweigtes Netzwerk eine Revolution gegen Magna Vampyria vor. Nicht nur hier in Frankreich, sondern auch in Amerika. Um die ganze Welt von den Blutsaugern zu befreien. Um dem Zeitalter der Finsternis ein Ende zu bereiten. Um die Vampire, die Ghule und die übrigen nächtlichen Abscheulichkeiten ein für alle Mal auszuradiieren.«

Ein Blitz schickt ein wenig Licht durch die Vorhänge des Schlafzimmers, wie die scheue Hoffnung eines neuen Morgenrauens.

Das Licht spiegelt sich in Paulins Augen – eines Verirrten, der gern an diese Hoffnung glauben möchte.

»Wenn diese Organisation tatsächlich existiert, wie du behauptest, wozu sollte ihr ein Krüppel wie ich nützen?«, murmelt er schließlich leise.

Dann senkt er den Blick auf sein Hinkebein.

»Immerhin hast du es hier hereingeschafft, Krüppel oder nicht«, rufe ich ihm ins Gedächtnis. »Die große Sache, für die wir kämpfen, könnte von einem Spion profitieren, der sich wie ein Schatten an den bestbewachten Ort von ganz Magna Vampyria schleichen kann.«

Ein schmales Lächeln erscheint unter dem Rand seines Halstuchs auf seinen Lippen.

»Vor zwei Tagen habe ich wieder zu arbeiten angefangen. Dabei hatte ich nur einen einzigen Gedanken: Toinette zu rächen, und koste es mein Leben«, beichtet er mir. »Im Schutz des Gewitters habe ich mich an den Wachen vorbeigeschlichen, die vor dem Schlafsaal postiert sind, in dem wir Arbeiter uns während der Sperrstunde aufhalten müssen. Als Zimmermann weiß ich nach all den Jahren auf den Baustellen des Schlosses genau, auf welche Dächer ich klettern muss. Außerdem kenne ich die Dienstbotenflure wie den, über den ich hierhergekommen bin, wie meine Westentasche.«

Mit dem Kinn deutet er auf den Vorhang, hinter dem er vorhin hervorgetreten ist. Hinter dem dunkelroten Samt zeichnet sich eine schmale Tür ab, die mir bisher noch nie aufgefallen ist.

»Beeil dich, von hier wieder auf demselben Weg zu verschwinden, auf dem du hergekommen bist, bevor die Wachen bei Tagesanbruch bemerken, dass du nicht mehr da bist«, schärfe ich ihm ein. »Und komm in einer Woche zur selben Zeit wieder hierher zu mir. In der Zwischenzeit bespreche ich mich mit dem Koordinator des Volksaufstands. Seinen Namen darf ich dir nicht verraten – wenigstens im Moment noch nicht –, aber ich verspreche dir, dass er weiß, wie er deine Fähigkeiten am besten einsetzen kann.«

Paulin atmet einmal tief durch – er erscheint mir jetzt ein bisschen größer und aufrechter als vorhin. Das ist der Effekt der Hoffnung, egal wie schwach sie ist: Sie heilt die Männer und Frauen, die man für gebrochen hielt, und hilft ihnen dabei, sich wieder aufzurichten. Ein Verzweifelter ist in dieses Zimmer eingedrungen, aber ein Kämpfer verlässt es wieder.

Er bindet sich das Tuch vor dem Gesicht ab.

»Du hast dein Herz offengelegt, Jeanne«, sagt er ergriffen.  
»Dann kann ich dir auch mein Gesicht zeigen.«

Im Schein der Öllampe sehe ich ein noch jungliches Antlitz, auf dem hier und da ein paar Sägespäne kleben. Er sieht Toinette zum Verwechseln ähnlich. Aber sein blasses Lächeln erinnert mich an das meines lieben Bastien, das sich für immer in mein Gedächtnis eingebrannt hat. Es ist das Lächeln eines Jungen, der sich endlich traut, von einer besseren Welt zu träumen.

»Nichts kann jemals deine Schwester ersetzen, Paulin«, sage ich zu Tränen gerührt. »Und nichts kann mir jemals meinen Bruder ersetzen. Doch von nun an können wir beide, wenn du willst, füreinander Waffengeschwister sein.« Ich strecke ihm die Arme entgegen und füge hinzu: »Für ein Leben in Freiheit.«

Auch er öffnet seinerseits die Arme und drückt mich in einer brüderlichen Umarmung an sich, die mir so unglaublich gefehlt hat.

Während draußen das Gewitter tobt, wiederholt er inbrünstig: »Für ein Leben in Frei...«

Das letzte Wort bleibt ihm im Hals stecken – wahrscheinlich haben ihn seine Gefühle überwältigt. Seine Tränen rinnen mir wie ein lauwarmer Regen übers Gesicht.

Ich hebe die Hand, um sie abzuwischen.

Doch als meine Finger an seiner Wange entlangfahren, ertasten sie eine warme, zähe Flüssigkeit. Im schwachen Gegenlicht der Öllampe ist Paulins Gesicht nichts als eine schattenhafte Maske.

»Pau... Paulin?«, stottere ich.

Statt einer Antwort stößt er nur ein schreckliches Gurgeln aus. Meine Hand gleitet von seiner Wange zu seinem

Mund, aus dem dieses Geräusch hervordringt. Eine Metallzunge schiebt sich zwischen seinen Lippen hervor: die Spitze des Schwerts, das ihm gerade durch den Nacken gestoßen worden ist und ihm den Gaumen durchlöchert hat.

»Verräterin!«, brüllt eine Stimme hinter der Leiche des Zimmermanns.

Entsetzt löse ich mich aus der Umarmung. Paulins muskulöse Arme scheinen mich festhalten zu wollen, damit auch ich den Tod willkommen heiße. Auf einmal zieht sich die Metallzunge wieder in den Mund zurück – vielmehr ist es sein Mörder, der die Klinge abrupt wieder herauszieht.

Ich erkenne die Kleidung des Neuankömmlings: krapprote Livree und ein verzierter Dreispitz – ein Schweizergardist. Mit Schrecken bemerke ich auch die geöffnete Zimmertür, durch die er, ohne dass ich es bemerkt habe, eingetreten ist, während ich Paulin an mich gedrückt habe.

»Ich habe ein Geräusch aus dem Zimmer kommen hören«, knurrt der Schweizergardist und wischt sich dabei das blutige Schwert an seinem Stiefel ab. »Also bin ich in den Vorraum gegangen und habe an der Tür gelauscht, um zu hören, ob Ihr noch schlaft. Das war gut so, denn so habe ich das ganze Gespräch mit angehört, Mademoiselle Diane ... oder sollte ich Euch besser Jeanne nennen?«

Er hebt die Waffe und kommt drohend auf mich zu.

»Die Lieblingsreiterin des Königs ist eine Agentin des Widerstands!«, brüllt er. »Wenn der Unwandelbare davon erfährt, wird er dich angemessen bestrafen – und mich belohnen, wie ich es verdiene.«

Während er mich mit der Spitze seines Schwerts in Schach hält, reißt er eine Kordel vom Vorhang ab. Ich weiß, dass es für mich keine Möglichkeit zur Flucht gibt. Diesmal habe

ich es nicht mit einem Handwerker zu tun, der keine Erfahrung mit Waffen hat, sondern mit einem Elitesoldaten: Die Schweizergardisten sind die besten Fechter im gesamten Königreich.

Langsam kommt er auf mich zu und geht um Paulins Leiche herum, ohne mich auch nur einen Moment aus den Augen zu lassen. Das Eingreifen, mit dem ich dem König das Leben gerettet habe, hat mir am Hof einen unerbittlichen Ruf eingebracht. Und seit ich den Schluck des Königs getrunken habe, soll ich sogar noch furchteinflößender sein. Doch statt mir übernatürliche Fähigkeiten zu verleihen, hat das königliche Blut nur meine chronischen Kopfschmerzen verstärkt.

»Du machst ja nicht viel her, so grauhaarig und schwächling, wie du bist«, macht mein Gegner sich in nervösem Ton über mich lustig. »Ich habe Schwierigkeiten zu glauben, dass die wilde Kriegerin vor mir stehen soll, vor der sich alle fürchten.«

»Ich bin ja auch nichts weiter als eine Jägerin, die man aus ihren Wäldern gerissen hat«, entgegne ich mit trockener Kehle.

»Nun, heute Abend lässt du mich dich besser fesseln wie ein zahmer Hase, sonst spieße ich dich genauso auf, wie ich es mit diesem armen Tropf gemacht habe.«

Er gleitet hinter meinen Rücken und drückt mir die Klinge an den Hals. Mit der anderen Hand wickelt er mit teuflischem Geschick die Kordel um meine Handgelenke.

»Ich bezweifle stark, dass du mich aufspießen wirst«, sage ich leise.

»Ach nein? Wenn du wüsstest, wie viele Bettler ich schon im Lauf meiner Karriere abgestochen habe.«

»Du musst mich aber lebendig abliefern, damit der König mein Geständnis hören kann. Denn wenn du ihm einfach nur meine Leiche bringst, gibt es für dich weder Beförderung noch Ehre. Ganz im Gegenteil, du riskierst, am Galgen zu landen, weil du seine *Lieblingsreiterin* getötet hast – so hast du mich doch selbst genannt ...«

»Sei still, Verräterin!«, befiehlt mir der Schweizergardist.

Aber ich spüre, dass meine Worte ihn verunsichert haben, denn die Klinge entfernt sich wieder ein paar Millimeter von meinem Hals.

*Der Moment ist gekommen.*

Ich wirble auf dem Absatz herum, schlinge ihm die gefesselten Arme um die Kehle und schlüpfe hinter ihn. Dann ziehe ich mit ganzer Kraft die dreifach gebundene Kordel um seinen hervorspringenden Adamsapfel zu.

»Ich ... das ...«, presst er erstickt hervor, während ihm die Luft ausgeht.

Sein Schwert beschreibt wütende Kreise in der Luft, als er versucht, mich damit zu erstechen. Doch was gerade noch meine Schwäche war, ist nun zu meiner Stärke geworden: Meinen schwächtigen Körper, über den der Wächter sich noch vor wenigen Sekunden lustig gemacht hat, kann er unmöglich erwischen.

Meine Füße lösen sich vom Boden. Mit aller Kraft klammere ich mich an die behelfsmäßige Würgeschlinge wie ein Glöckner an sein Seil. Doch statt eines Geläuts stößt die menschliche Glocke, an der ich hänge, nur kehlig abgehackte Laute aus. Das Dröhnen des Gewitters trägt sie mit sich fort – genau wie es den Lärm überdeckt, der entsteht, als wir gemeinsam zu Boden gehen.

Endlich lässt der Schweizergardist sein Schwert los, hebt

die Hände zu seinem Hals und versucht, die tödliche Schlinge zu lockern. Wenn er von Anfang an seine Muskelkraft eines erwachsenen Mannes benutzt hätte, um mich abzuschütteln, wäre ihm das zweifellos gelungen. Aber er hat kostbare Sekunden verloren, in denen er sich am Griff seiner Waffe festgeklammert hat, und jetzt beginnen ihn seine Kräfte zu verlassen. Er kann die Finger bewegen, wie er will, es gelingt ihm nicht, sie zwischen die straff gespannte Kordel und seinen blau angelaufenen Hals zu schieben. Meine eigenen Finger sind so fest um die Schlinge gekrallt, dass die Knöchel weiß hervortreten.

Ziehen!

Ihn für immer zum Schweigen bringen!

Um Paulin zu rächen, Bastien und alle Opfer Magna Vampyras!

Plötzlich schießt mir ein stechender Schmerz durch die Kopfhaut. Eine der Hände des Schweizergardisten hat sich an der dreifachen Seidenkordel entlanggeschoben, sich hinter seinen Nacken verdreht und mich an den Haaren gepackt. Er zieht, so fest er kann, daran – die letzten Kräfte eines Mannes, der weiß, dass er dem Tod nahe ist.

Ich beiße mir innen auf die Wangen, um nicht aufzuschreien und so den Rest des Schlosses herbeizurufen. Im selben Maß, in dem meine Zähne sich in mein eigenes Fleisch bohren, zieht sich auch die Schlinge um die Kehle des Schweizergardisten weiter zusammen.

Seine Adern blähen sich wie pulsierende Schlangen auf.

Plötzlich erschlafft die Hand, die mir gerade noch an den Haaren gerissen hat.

Der Hals zwischen meinen geballten Fäusten zuckt nicht mehr.

Der große Kopf wankt und kippt dann kraftlos zur Seite weg.

Langsam und vollkommen außer Atem stehe ich auf. Meine Finger fühlen sich taub an, und mir ist schlecht, weil ich einmal mehr töten musste, um meine Haut zu retten und das Geheimnis des Widerstands zu bewahren.

Der reglose Schweizergardist liegt in der Lache aus Blut, das aus Paulins durchbohrtem Hals strömt. Beide scheinen eingeschlafen zu sein: der Bettler und der, der sich damit brüstete, Bettler abzustechen. Erstarrt im selben ewigen Schlummer wie die Schlafende in meinem Albtraum.

Draußen lässt das Gewitter urplötzlich einen Fensterladen gegen die Mauer krachen wie den ausgerenkten Kiefer eines Skeletts – als ob die Finsternis selbst in ein hämisches Lachen ausbrechen würde.

## 2

# DER GROSSE SCHLAF

Ihr zieht wirklich eine Menge Aufständische an, sie kommen zu Euch wie die Motten zum Licht, Mademoiselle de Gastefriche«, erklärt der König der Finsternis.

Der Monarch ist gerade im Flur angekommen, der zur Totenkammer führt, gefolgt von einer Traube aus Höflingen sowie dem eisigen Hauch, der auf die Anwesenheit von Vampiren hindeutet. Wie immer zur Abenddämmerung und bei jedem Morgenrauen muss ich mit den anderen Reitern hier warten – so auch heute Morgen. Obwohl ich gerade um Haaresbreite dem Tod entronnen bin. Nichts kann das Zeremoniell in Versailles stören, das schon seit drei Jahrhunderten wie auf einem Notenblatt niedergelegt worden ist. Die schrille Symphonie der Hölle auf Erden.

»Das ist bestimmt nur ein Zufall, Sire«, sage ich und neige den Kopf vor seiner imposanten Gestalt, die in die kostbarsten Stoffe gehüllt ist. »Dieser Widerständler ist nur zufällig in mein Zimmer eingebrochen, es hätte genauso gut jedes andere sein können.«

Von Paulin in der Vergangenheit zu sprechen, kurz nach-

dem ich ihn kennengelernt habe, bricht mir das Herz. Aber ich darf nichts von der Traurigkeit, die auf mir lastet, dem König gegenüber zeigen, auch nicht gegenüber den Höflingen, die sich um ihn scharen, oder den fünf weiteren Reiterinnen und Reitern im dunklen ledernen Brustharnisch.

»Wir glauben nicht, dass es sich um einen Zufall handelt, nein«, schnaubt der König, bleibt einige Meter von mir entfernt stehen und ragt in all seiner Imposanz vor mir auf.

Die dunkle Stimme, die zwischen den metallischen Lippen hervordringt, lässt mir das Blut in den Adern gefrieren, sogar noch mehr als die tödliche Kälte, die von seiner Person ausgeht.

Unter seinem breitkrepfigen Hut mit den Pfauenfedern leuchtet zwischen den dichten Locken seiner langen braunen Perücke das goldene Gesicht Apollos auf, des Sonnengottes. Es ist ein ausdrucksloses Gesicht ohne eine Spur von Empfindungen, erstarrt für alle Ewigkeit. Eine Maske, die für immer das wahre Gesicht des ersten Vampirs der Geschichte verhüllt, das durch die Operation, die ihm ewiges Leben beschert hat, angeblich schrecklich entstellt worden ist.

»Dieser Elende hat Euch angegriffen, weil er weiß, wie teuer Ihr mir seid«, bekräftigt er, und mein Herz beginnt wieder zu schlagen. »Erzählt uns, wie Ihr diesem Schädling den Garaus gemacht habt.«

Ich spüre die Blicke der Adelligen mir lasten und den Schnitt mustern, den Paulins Dolch auf meiner Wange hinterlassen hat. Die Lider der sterblichen Höflinge klimpern neugierig, während die Augen der Unsterblichen beim Anblick des Blutes starr und beherrscht wirken. Außerdem fühle ich, wie mich meine Waffengefährten beobachten und mir lauschen. Die Reiterinnen und Reiter, mit denen ich

eigentlich die am festesten zusammengeschweißte Einheit des gesamten Königreichs bilden sollte, haben keine Ahnung, dass ich in Wirklichkeit ein Wolf im Schafspelz bin.

»Ich habe geschrien, als der Kerl in mein Zimmer eingedrungen ist«, lüge ich so ruhig wie möglich. »Ein tapferer Schweizergardist ist mir zu Hilfe gekommen, aber der Schurke hat ihm mit seinem Dolch die Kehle aufgeschlitzt.«

Ja, die Kehle aufgeschlitzt. Was ich verschweige, ist, dass ich selbst dem toten Schweizergardisten den Hals durchgeschnitten habe, um so den wahren Grund für seinen Tod zu verschleiern, nämlich dass er erwürgt wurde. Etwas in mir hat mir gesagt, dass jene Todesart besser zu erklären ist.

»Ich hatte gerade noch Zeit, mir das Schwert der armen Wache zu schnappen, um mich damit gegen den Angreifer zu verteidigen.«

Einer der adligen Vampire, die den Souverän begleiten, tritt einen Schritt vor. Seine lange, magere Gestalt ist über und über mit Orden behängt, und sein ausgezehrttes Gesicht tritt wie eine Beilklinge zwischen den Locken seiner Perücke hervor. Es ist Ézéchiél de Mélac, der Kriegsminister.

»*Sich zu verteidigen*, das ist wirklich untertrieben, Euer Majestät!«, ruft er aus. »Nach dem Bericht meiner Soldaten zu urteilen, hat Eure Reiterin das Schwert bis zum Heft in den Hals dieses Verbrechers gerammt. Sie hat ihn aufgespießt wie die gewöhnliche Motte, die Ihr vorhin erwähnt habt.«

Im Hofstaat ist als Antwort auf die geistreiche Bemerkung des Marquis tiefes Gelächter zu hören. Der König hebt die Hand mit den langen weißen Fingern, die mit Juwelen geschmückt sind und aus einem Ärmel aus Calais-Spitze ragen. Das Lachen verstummt umgehend.

»Man hat mir gesagt, dass der Eindringling ein Zimmer-

mann auf unseren Baustellen war. Entspricht das der Wahrheit?«

Ein kleiner, schwarz gekleideter Mann verbeugt sich tief vor dem Monarchen, und zwar so tief, dass die Locken seiner gräulichen Perücke über das Parkett fegen. Bei ihm handelt es sich um Bontemps XXI. den Schlossverwalter. Sein Spitzname kommt daher, dass er der einundzwanzigste Abkömmling des Kammerdieners ist, der Ludwig XIV. vor seiner Transmutation gedient hat.

»Ja, Sire«, bestätigt er. »Paulin Trébuchet ist gerade erst wieder in die Belegschaft eingegliedert worden, die an den Erweiterungen des Schlosses arbeitet, er hatte eine schlimme Beinverletzung. Und seht nur, wie dieser Gauner Eure Großzügigkeit ausgenutzt hat: Er hat eine Eurer Reiterinnen im Schlaf angegriffen ...«

»Nein, uns hat er angegriffen!«, verbessert ihn der König mit dröhnender Stimme, die die Leuchter aus böhmischem Kristall erzittern lässt. »All diejenigen, die sich an unseren Reitern vergreifen, vergreifen sich an uns selbst, denn unser Blut fließt in ihren Adern!«

In dem mit viel Gold verzierten Korridor erstarrt der versammelte Hofstaat, der plötzlich ebenso versteinert wirkt wie die antiken Statuen an den Wänden. Wir Reiter sind eine Spezies für sich – auf halbem Wege zwischen dem sterblichen niederen Adel und dem vampirischen Hochadel. Zwar haben wir nur einen einzigen Schluck unsterblichen Blutes in den Adern, und das macht uns noch nicht selbst unsterblich, aber wie der Unwandelbare gerade noch einmal allen in Erinnerung gerufen hat, handelt es sich dabei um heiliges Blut, nämlich um *sein eigenes*.

»Die Leiche dieses nichtswürdigen Rebellen soll auf der

Mauer der Jagd aufgepfählt und den Schnäbeln der Raben ausgeliefert werden«, verfügt der Souverän. »Und sämtliche Bauarbeiter in seinem Schlafsaal werden bis aufs Blut ausgepeitscht, bis sie die Namen seiner Komplizen verraten haben.«

»Ähm ... Euer Majestät, der Aufwiegler hat anscheinend aus eigenem Antrieb gehandelt, ohne Komplizen ...«, erwidert Bontemps mit sehr leiser Stimme.

Ein Blick des Monarchen genügt, um ihn zum Schweigen zu bringen. Der Diener zieht den Kopf ein wie eine Schildkröte.

»Sagt, Montfaucon, besteht eine Verbindung zwischen diesem Paulin und den Verschwörern, die in unseren Kerkern schmoren?«, fragt der König und wendet sich Raymond de Montfaucon zu.

Er ist ein riesiger Mann in einem langen Reitermantel mit großem Kragen, auf den die Locken einer Perücke hinabfallen, die so weich wie die Äste einer Trauerweide sind. Genau wie ich ist Montfaucon ein Doppelagent bei Hof. Er nutzt seine Stellung als Direktor des Großen Marstalls und koordiniert so heimlich seit Jahren den Widerstand des Volkes. Er hat mich angeworben, als ich auf seiner Schule war, und seit ich Reiterin bin, warte ich geduldig auf Anweisungen von ihm, wie ich unserer gemeinsamen Sache dienen kann. Während mich das Massaker an meiner Familie antreibt, ist es bei Montfaucon die Schuld: Er ist der Nachfahre einer langen Reihe von Henkern im Dienst des Unwandelbaren – ein blutiges Erbe, das ihn bis heute verfolgt.

»Es gibt keine Verbindung zwischen Paulin Trébuchet und den Verschwörern, Euer Majestät«, versichert er ihm mit seiner kehligen Stimme. »Während der Verhöre hat kein Mit-

glied des Komplotts der La Roncières diesen Verbrecher erwähnt. Bei ihm handelt es sich wahrscheinlich um einen verirrten Einzeltäter, der mit dem Attentat letzten Monat nichts zu tun hatte. Allerhöchstens hat ihn die Nachricht über die vereitelte Verschwörung dazu gebracht, zur Tat zu schreiten.«

»Mag sein, aber ist denn wirklich ganz sicher, dass alle Verschwörer gefasst worden sind?«, hakt der König nach.

Méloc wirft sich wie ein Hahn in die Brust.

»Absolut, Sire!«, ruft er. »Zweiunddreißig dieser Elenden sind bei dem Angriff selbst ums Leben gekommen, als Ihr Eure Herrlichkeit manifestiert habt!«

*Herrlichkeit!* ... Was für ein Euphemismus, um damit das Antlitz des Königs zu beschreiben, das während des Attentats für einen Moment enthüllt worden ist. Ich habe mich zu diesem Zeitpunkt hinter ihm befunden und nichts gesehen, als er kurz die Maske abgelegt hat – und keiner von denen, die sein Gesicht gesehen haben, sind noch am Leben, um davon zu berichten.

»Siebenundsechzig weitere Verschwörer sind auf den Korridoren von Versailles festgenommen worden«, fährt Méloc fort. »Die dreiundvierzig letzten sind von meinen Truppen in den Ardennen aufgegriffen worden, am Sitz der Familie La Roncière. Unter ihnen befindet sich die Anstifterin dieser finsternen Machenschaften: Blanche de La Roncière, die Mutter des schändlichen Tristan.«

Der Monarch stampft mit der Spitze seines Gehstocks auf dem Parkett auf wie ein rachsüchtiger Jupiter, der Blitze auf seine Feinde schleudert.

»Die Gefangenen sollen weiterhin wie die Früchte aus unserer Orangerie ausgepresst werden, bis wir das Mark aus

ihren splitternden Knochen und die vollständigen Geständnisse aus ihren niederträchtigen Mündern geholt haben.«

In diesem Moment schlägt es auf den Uhren des Gangs acht.

Ein Prälat in einem langen scharlachroten Mantel löst sich aus dem Schatten des Souveräns. Es ist Exili, der Großarchiater Frankreichs, Oberhaupt der hämatischen Fakultät und Leibarzt des Königs. Sein kahler, knochiger Kopf, dessen bläuliche Gesichtsfarbe sich von der großen Halskrause aus weißem Stoff abhebt, versetzt mich, seit ich ihn zum ersten Mal gesehen habe, in Angst und Schrecken.

»Es hat acht Uhr geschlagen, Euer Majestät«, zischt er mit seiner Stimme, die an die eines Reptils erinnert und mir sämtliche Haare zu Berge stehen lässt. »Es ist schon früh, und der Tag bricht gleich an ...«

»Gut, lasst uns gehen!«, befiehlt der König. »Es ist Zeit für den Großen Schlaf.«

Er nimmt den breitrempigen Hut ab und reicht ihn dem Garderobenmeister, der ihn mit solcher Sorgfalt entgegennimmt, als wäre er mit Engels- und nicht mit Pfauenfedern geschmückt.

Eine Armee von Dienern eilt herbei, um dem König den Schulterriemen, das mit Edelsteinen besetzte Beffchen, den Gehstock mit dem Perlmutterknäuf und die goldbestickte Weste abzunehmen. Das gestelzte Ritual nimmt unter den Augen des Großkammerherrn seinen Lauf, eines beleibten, wichtigtuersischen Vampirs, dessen Kleidung über und über mit Orden bedeckt ist. Seit einer Ewigkeit ist es seine Pflicht, die Kammer des Königs zu verwalten.

Der Reiter zu meiner Rechten versetzt mich unauffällig einen Stoß mit dem Ellbogen. Bei ihm handelt es sich

um einen dunkelhaarigen Jungen mit dunkelgrünen Augen: Rafael de Montesueño, ein junger Ritter aus Kastilien. Seit ich den Dienst bei Hof angetreten habe, ist er der einzige Reiter, der mir freundschaftlich gesonnen ist. Die beiden anderen jungen Frauen habe ich mir zu Feindinnen gemacht – Hélénaïs de Plumigny war meine Intimfeindin während der Prüfungen zum Schluck des Königs, und ich musste Proserpina Castlecliff in den Rücken fallen, um überhaupt so weit zu kommen. Die beiden anderen jungen Männer – Suraj de Jaipur und Zacharie de Grand-Domaine – kenne ich kaum.

»Alles in Ordnung, Diane?«, flüstert Rafael mir zu.

Er berührt mich mit seinen nach der Mode am spanischen Hof schwarz bemalten Fingernägeln an der Hand.

Mein Herz zieht sich zusammen. Wenn ich auch keinerlei Skrupel habe, meine falsche Identität meinen Feinden gegenüber aufrechtzuerhalten, fällt es mir doch immer noch schwer, einen Namen, der nicht der meine ist, aus dem Mund einer mir wohlgesonnenen Person zu hören.

»Geht schon. Ich habe nur einen kleinen Kratzer abbekommen«, sage ich und berühre leicht meine Wange.

»Wie hat dieser Hund es nur wagen können, ein so perfektes Gesicht zu verletzen!«, flüstert jemand mir fast in den Nacken.

Eine allzu bekannte Stimme, die vor Leidenschaft zittert.

Ich drehe mich halb um und sehe die ebenmäßigen Züge des Vicomte Alexandre de Mortange, die von einer üppi-gen roten Lockenpracht umflossen sind. Dieser Vampir folgt mir auf Schritt und Tritt, sobald ich meine Gemächer verlasse. Erst im Morgengrauen bekomme ich eine Atempause, wenn er dazu gezwungen ist, sich genau wie alle anderen Unsterblichen in seinen Sarg zu legen. Der Schmeich-

ler mit dem Engelsgesicht hat sich in mich verliebt – oder vielmehr schwärmt er für diejenige, die ich vorgebe zu sein. Meine wahre Identität kennt er nicht. Er weiß nicht, dass er, indem er eine obskure Widerstandszelle im hintersten Winkel der Auvergne ausgelöscht hat, Teil des Massakers an meiner gesamten Familie war. Ich hingegen weiß das sehr gut und werde es auch niemals vergessen. Mortange steht ganz oben auf der Liste der Blutsauger, die ich geschworen habe zu töten, sobald sich die Gelegenheit dazu bietet.

»Wenn ich den, der es gewagt hat, die Hand gegen dich zu erheben, zwischen die Finger bekommen würde, würde ich ihn sofort ein zweites Mal umbringen!«, murmelt er mit einem verliebten Eifer, der mich anwidert.

»Wir Menschen sterben nur ein Mal, Alex«, erwidere ich und zwingen mich zu einem huldvollen Lächeln. »Allenfalls die Adligen werden manchmal durch die Finsternis wiedergeboren.«

»Zum Glück! Und du, meine liebe Diane, bist auf bestem Wege, das ewige Leben zu erlangen. Zuerst Widersacherin der Verschwörung, dann brillante Reiterin und nun Rebellen-töterin: Es ist wirklich ein Wunder, wie viele Heldentaten du vollbringst! Habe ich dir nicht vorhergesagt, dass du in Versailles Aufsehen erregen wirst?« Er lächelt mir auf ekelhaft kompliziertere Weise zu und deutet dann unauffällig mit dem Kinn in Richtung des Unwandelbaren, der noch immer von einer Traube aus eifrigen Kammerdienern umgeben ist. »Ich wette, der König wird schon sehr bald deine Transmutation gestatten, für die Dienste, die du der Krone erwiesen hast.«

Wenn mich schon Alexandres Leidenschaft angewidert hat, versetzt mich die Aussicht, die er nun erwähnt, aufrichtig in

Angst und Schrecken. Der Unwandelbare erlaubt üblicherweise einigen seiner Reiter nach einer gewissen Zeit in seinen Diensten die Verwandlung. Für sämtliche Todlecker in Versailles ist der Aufstieg zur Unsterblichkeit die höchste aller Ehren, der Heilige Gral, dem sie nachjagen. Für mich ist es die ultimative Verdammnis, die ich um jeden Preis vermeiden will.

In diesem Moment ertönt die Stimme des Großkammerherrn, sodass das Getuschel der Höflinge verstummt.

»Der König ist entkleidet!«

Der erste aller Vampire hat inzwischen das mit Tressen besetzte Wams und die Rheingrafenhose mit den Bändern abgelegt. Er trägt jetzt nur noch sein Hemd, seine Kniehose und die seidenen Unterkleider – alle vollkommen schwarz. Diese Entblößung sollte ihn eigentlich seinen Untertanen ähnlicher machen, entfernt ihn aber in Wirklichkeit sogar noch weiter von ihnen. Ohne die vielen Stoffschichten, die seine Kälte aufsaugen, verströmt sein Körper nun eine eisige Polarkälte. Unter seinem aufgeknöpften Kragen ist ein mächtiger weißer Hals zu sehen, der von bläulichen, fast schwarzen Adern durchzogen ist, er wirkt beinahe nekrotisch. In den Adern des Unwandelbaren fließt kein Blut, sondern der Styx selbst, der mit Finsternis gesättigte Höllenfluss.

Unter Exilis Anleitung ersetzt nun eine kleine Armee aus Ärzten in dunklen Hemden und hohen, konischen Hüten die Kammerdiener. Sie fühlen dem Souverän den nicht existenten Puls, betasten seine bleiche Haut, hören ihn mit bronzenen Instrumenten in den fantastischsten Formen ab. Ich weiß nicht, was sie auf diese Weise messen, doch die Gesundheit des Königs ist seit dreihundert Jahren ein öffentliches Schauspiel, wie auch jeder andere Aspekt seines Daseins zwi-

schen Leben und Tod. Am Ende dieses barocken Rituals überreicht Exili seinem Meister eine Kristallphiole mit einer rubinroten Flüssigkeit.

»Eure Morgenmedizin, Sire: böhmisches Blut mit dem Gewürz der Pharaonen versetzt, um Eure königlichen Eingeweide vor dem Schlaf zu kräftigen.«

Der Souverän leert die Phiole in einem Zug zwischen seine metallenen Lippen.

»Der König begibt sich zur Ruhe!«, ruft daraufhin der Großkammerherr.

Umgehend errichten einige Hofbeamte eine Absperrung aus dicken Samtseilen, um die Menge zurückzudrängen. Denn auch wenn ein Großteil des Hofes dem Beginn der Zeremonie des Großen Schlafs beiwohnen darf, haben nur die höchststehenden Adligen das Recht, diese Schwelle zu überschreiten – und natürlich die Reiter.

Ein Schweizergardist öffnet unter viel Gewese die Tür zum Vorzimmer. Dahinter liegt ein makelloser Raum, durch den man an die gewaltige Tür der Totenkammer gelangt, die ganz aus Ebenholz besteht.

Heute ist ihre undurchdringliche Schwärze allerdings zum ersten Mal von einem hellen Fleck verunreinigt.

Ein großer Umschlag ist auf das düstere Flachrelief genagelt worden.

Als einzige Adressierung ist auf der Nachricht in großen Lettern zu lesen:

*An den König der Finsternis  
von der Wanderdame*

Das Auffälligste ist das Siegel aus weißem Wachs, mit dem der Umschlag verschlossen ist. Man könnte es für eine Imitation des königlichen Siegels selbst halten, wenn darauf nicht ein Halbmond statt einer Sonne abgebildet wäre: ein unerschrockenes Profil mit tiefen Augenhöhlen ohne Pupille und einem leicht geöffneten Mund, in dem spitze Eckzähne zu sehen sind.

Ein ersticktes Gemurmel läuft durch die Reihen der Höflinge.

»Zum Donnerwetter!«, flucht Mélac.

»Was für eine Beleidigung!«, keucht Exili.

Bontemps beeilt sich damit, den Umschlag abzunehmen, während der Großkammerherr sich in Entschuldigungen ergeht.

»Sire, ich verstehe das nicht, niemand hat zu diesem Vorzimmer Zutritt«, stammelt er, und seine Orden zittern vor Panik. »Sämtliche Nachrichten werden systematisch an die königliche Poststelle geleitet – lasst mich diese hier verbrennen.«

»Aus meinen Augen, *ehemaliger* Kammerherr«, presst der Unwandelbare in einem skalpellscharfen Tonfall hervor. Dann wendet er Bontemps die goldene Maske zu. »Wer auch immer sie ist, die Person, die es gewagt hat, diese Nachricht an die Tür unserer Kammer zu schlagen – sie wollte einen Skandal erzeugen und uns vor dem gesamten Hof demütigen. Das ist misslungen. Wir lassen uns nicht einschüchtern. Bontemps, lest vor!«

»Äh ... sofort, Euer Majestät?«, stammelt der Diener.

»Falls Ihr uns dazu zwingen solltet, es auch nur ein einziges Mal zu wiederholen, räumt Ihr unverzüglich Euren Platz für einen zweiundzwanzigsten Bontemps«, knurrt der Souverän.

Der Hausangestellte bricht das Siegel des Umschlags mit

zitternden Händen auf und zieht einen Brief hervor, den er dem versteinerten Hofstaat laut vorliest:

*»König Ludwig,  
in dieser Kammer habt Ihr dem ultimativen Tod ins  
Auge gesehen. Eine Verschwörung ist gerade noch vereitelt  
worden, aber wie viele andere werden gerade in den  
Schatten von Versailles und mehr sogar noch in Paris  
ausgeheckt? Genau wie die Sonne nicht überall scheinen  
kann, kann auch Eure Wachsamkeit nicht überall  
zugleich sein. Ihr braucht weitere Vampirgestirne, um die  
Welt neben Euch zu erleuchten.*

*Wir, die Wunderdame, haben uns dazu entschlossen, aus  
den Schatten zu treten und uns Euch vorzustellen, um  
Euch solch ein Bündnis vorzuschlagen. Von unserem  
Hof in den Tiefen von Paris aus herrschen wir über  
eine Armee aus Ghulen und anderen Abscheulichkeiten,  
deren Macht Eure Gendarmerie in den letzten Monaten  
kennenzulernen konnte. Tatsächlich sind wir bereits die  
wahre Herrin der Hauptstadt. Zieht also Eure nutzlosen  
Truppen ab und überlasst uns die Stadt. Andere  
Vizekönige und Vizeköniginnen sitzen in Eurem Namen  
bereits auf dem Thron in England, Spanien und in  
sämtlichen Nationen Magna Vampyras.*

*Macht uns zur Vizekönigin von Paris, und wir können  
in friedlicher Nachbarschaft existieren – genau wie der  
Mond anstelle der Sonne scheint, sobald diese nicht da ist.  
Falls Ihr jedoch ablehnt, zwingt Ihr uns dazu, uns Euch  
entgegenzustellen – aber denkt daran, dass der Mond sich  
vor die Sonne schiebt, immer wenn die beiden Gestirne  
sich am Firmament begegnen, und nicht umgekehrt.«*

Während des Vorlesens ist der arme Bontemps immer bleicher geworden. Die in den letzten Worten enthaltene Drohung lässt ihn so stark erzittern, dass ihm die Zähne klappern.

»Es ... es ist mit ... ›Hekate, Wunderdame‹ unterschrieben«, beendet er den Satz leise.

Der König ist während des gesamten Vortrags reglos geblieben, reißt ihm jetzt allerdings den Brief aus den Händen und schwenkt ihn Mélac vor der Nase herum.

»Wer?«, knurrt er. »Wer ist diese angebliche Wunderdame, die uns Paris abnehmen und daraus ein Vizekönigreich machen will? Mélac, Ihr seid der Verantwortliche für die Verwaltung der Hauptstadt, antwortet uns!«

Dem Kriegsminister, üblicherweise sehr selbstsicher, bebzt die Stimme.

»Dabei handelt es sich nur um ein Märchen aus Paris, Sire, jedenfalls nach dem, was Generalleutnant L'Esquille von der Gendarmerie mir berichtet hat ... Ein ordinäres Gerücht ohne jegliche Grundlage. Ich habe es für besser gehalten, Euch nicht damit zu behelligen, so absurd ist es. Im Volk erzählt man sich, dass sich in den Elendsvierteln der Hauptstadt ein neuer Hof der Wunder gebildet haben soll, der über die nächtlichen Abscheulichkeiten gebietet. Das ist natürlich ganz unmöglich. Zum einen weiß jedes Kind, dass Ghule nicht gezähmt werden können, zum anderen wurde der alte Hof der Wunder vor nun fast dreihundert Jahren aufgelöst.«

»Ein Märchen nagelt aber keine Nachrichten an Türen!«, unterbricht ihn der Unwandelbare. »Ein Gerücht entweicht nicht die Tür zur königlichen Totenkammer!«

Die Goldmaske scheint unmerklich zu vibrieren. Könnte es sein, dass der oberste Herrscher Magna Vampyras ... Angst hat? Wie in dem Brief erwähnt ist er erst vor einem

Monat in ebendiesem Zimmer gerade noch der Vernichtung entronnen. Und jetzt wird er erneut von einer unsichtbaren Rivalin herausgefordert, die ihm einen Handel vorschlägt, der ziemlich stark einer Erpressung ähnelt und ihm die Hauptstadt seines Reiches entreißen soll.

»Aber Sire, dieser Brief ist doch ein großer Schwindel!«, verteidigt sich Mélac. »Ein Störenfried will ganz offenbar aus der Zunahme der Ghulangriffe in Paris Profit schlagen, indem diese Person vorgibt, dass sie selbst sie koordiniert. Unsinn! Ghule sind schlicht unkontrollierbare laufende Mägen, die nichts im Sinn haben als ihre nächste widerwärtige Mahlzeit.«

Der Großarchiater räuspert sich und macht dabei ein Geräusch wie der Hall in einem Brunnen.

»Dieser Brief hat – anders als Ihr sagt, Marquis de Mélac – durchaus Hand und Fuß«, murmelt er dann. »Das Bild des Mondes ist keine zufällige Wahl. Es handelt sich dabei nicht nur um eine Provokation, um ein Gestirn, das in der Lage ist, die Sonne zu verdecken. Der Mond ist außerdem das alchemistische Symbol der Ghule.«

Trotz meines dicken Lederharnischs erschauere ich. Der Großarchiater weiß mehr als alle anderen über die dunklen Mysterien der Alchimie – er hat auch vor dreihundert Jahren das furchtbare Ritual geleitet, in dem Ludwig XIV. in einen Vampir verwandelt worden ist.

»Ein alchemistisches Symbol?«, erwidert Mélac mit erstickter Stimme. »Was soll das heißen?«

»Die Wege der Finsternis sind unergründlich«, entgegnet Exili rätselhaft. »Die Verfasserin des Briefes stellt sich als unsterblich vor. Es muss sich bei ihr um eine überzählige Vampirin handeln, die illegal transmutiert wurde und nicht

im Numerus clausus der Fakultät verzeichnet ist. Vielleicht ist sie auch eine besonders mächtige Alchimistin. Tatsächlich hat die Fakultät es nie geschafft, den Ursprung der Ghule zu ergründen, und schon gar nicht, sie zu zähmen. Was, wenn es dieser Dame gelungen wäre? Dieser Name, den sie benutzt, Hekate ... Er bezeichnet die antike okkulte Mondgöttin der Unterwelt, die jeden Monat vom Himmel verschwindet, um sich unter die Erde zu begeben. Sie ist die Mutter der Monster, der Albträume und der Hexerei.«

»Bei allem Respekt, Exili, dieses alchimistische Geschwätz ist doch lächerlich ...«, setzt Mélac an.

Doch der Prälat unterbricht ihn mit rauer Stimme.

»An der Alchimie ist überhaupt nichts lächerlich. Mit ihr ließe sich der kürzliche koordinierte Anstieg der Ghulattacken in Paris erklären, von dem Ihr selbst gerade gesprochen habt. Angriffe, die Eure Truppen bisher nicht in der Lage waren zu unterbinden. Wollt Ihr vielleicht warten, bis die Ghule die gesamte Stadt übernehmen, bevor Ihr etwas unternimmt?«

Dem Kriegsminister verschlägt es für einen kurzen Moment die Sprache, so sehr verblüfft ihn dieser Angriff, der ihn öffentlich demütigt.

Er dreht sich auf seinen roten Absätzen um, deren Farbe dem vampirischen Adel vorbehalten ist, und wendet sich mit einer unterwürfig versteinerten Miene an den König.

»Sire, ich schicke sofort alle meine Soldaten aus, um die Usurpatorin zu finden!«, verspricht er eilig.

»Sind das dieselben Soldaten, die dieses Schloss bewachen, in dem die Leute anscheinend kommen und gehen, wie es ihnen beliebt?«, erwidert der Unwandelbare schneidend.

Unvermittelt wendet er mir seine Metallmaske zu, deren erhabene Strahlen das Kerzenlicht reflektieren.

»Ihr, Gastefriche! Dieser Tage wird uns so schlecht gedient, dass wir mehr einer jungen Frau von siebzehn Jahren vertrauen als einer ganzen Armee. Ihr habt ganz allein La Roncières Verschwörung zu Fall gebracht. Und heute bitten wir Euch, einen neuerlichen Aufstand zu vereiteln. Wir beauftragen Euch damit, die Wunderdame zu finden – falls sie tatsächlich existiert.«

Derart vor den wichtigsten Höflingen des Palastes bloßgestellt, wirft Mélac mir wütende Adlerblicke zu. Seine schmalen Lippen schürzen sich unwillkürlich und legen die Spitze seiner zornig hervortretenden Eckzähne frei.

Als erfahrene Hofschranze gelingt es ihm jedoch, diese Zurschaustellung von Wildheit, die bei Hof verpönt ist, hinter einem Lächeln voll bitterer Herablassung zu verstecken.

»Mit Verlaub, Sire, Diane de Gastefriche ist nur ein empfindliches, schwächliches junges Mädchen ...«, schnieft er.

»*Empfindlich*, eine Kämpferin, die den Verräter Tristan de La Roncière getötet hat?«, entgegnet der Souverän. »*Schwächlich*, eine junge Frau, in deren Adern ein Schluck unseres göttlichen Blutes fließt, was ihr übernatürliche Kräfte verleiht?«

Der oberste Feldherr senkt am Boden zerstört den Kopf.

»Ich ... äh ... ›*Empfindlich*‹ und ›*schwächlich*‹ waren gewiss nicht die richtigen Worte, Sire ...«, stammelt er.

»Nein, waren sie nicht, denn Ihr seid ein Dummkopf. Kennt Ihr denn wenigstens Äsops Fabel vom *Löwen und der Ratte*, die unser guter Monsieur de La Fontaine nacherzählt hat?«

»Eine Fabel?«, stottert der Minister. »Entschuldigt, Euer Majestät. Ich gestehe, dass ich mehr Ahnung von militärischen Verträgen als von Literatur habe.«

»Nun, das ist ein Versäumnis. Wenn Ihr mehr Literatur lesen würdet, würdet Ihr die *richtigen Worte* wählen, um Euch an Euren König zu wenden. Und wenn Ihr La Fontaine wenigstens überflogen hättet, wüsstet Ihr, dass ›man oft einen braucht, der kleiner als man selbst ist‹. In der Fabel hilft die Ratte dem Löwen, indem sie das Netz durchnagt, in dem er sich verfangen hat. Und wir haben unsere kleine graue Maus, die noch in die hintersten Winkel von Paris schlüpfen kann.«

*Kleine graue Maus* – von diesem Beinamen für mich, in dem eine Mischung aus Zuneigung und Herablassung mitschwingt, lässt der Unwandelbare sich nicht abbringen.

Ich muss eine Möglichkeit finden, um diese Mission, die mir gerade zugefallen ist, von mir abzuwenden. Mein Platz ist hier, in Versailles, wo ich den Palast ausspähen kann, und nicht in Paris, um dort Streitigkeiten zwischen machtrunkenen Blutsaugern zu schlichten.

Ich verbeuge mich ungelentk.

»Sire, Euer Vertrauen ehrt mich sehr, aber ich bin nur ein Mädchen aus der Provinz, das noch nie in Paris gewesen ist ...«

»Suraj de Jaipur wird Euch begleiten. Unser treuer Reiter hat im vergangenen Frühjahr auf unser Geheiß bereits die Ghule in der Hauptstadt bekämpft. Damals wussten wir noch nicht, dass eine Abtrünnige hinter ihren Angriffen steckt. Suraj kennt die verschlungenen Gassen der Stadt wie seine Westentasche – selbst jene, wo die Soldaten des Marquis de Mélac sich hinzuverirren fürchten.«

Als der junge Inder den Kopf mit dem ockerfarbenen Turban neigt, suche ich hektisch nach einer weiteren Ausflucht.

Schnell, eine Idee!

»Da wäre noch etwas anderes, Euer Majestät«, sage ich.

»Ich muss Euch gestehen, dass ich bis jetzt noch keine ›übernatürliche Kraft‹ an mir bemerkt habe, seit ich Euer unschätzbare königliches Blut getrunken habe ...«

... *außer hartnäckigen Albträumen und heftigen Migräne-attacken*, füge ich innerlich hinzu.

Der Großarchiater beugt sich zu mir herüber und knetet mir mit seinen langen knöchigen Fingern die Wange, als wäre ich eine Frucht, deren Reifegrad er begutachten müsste.

»Hm, der Schluck des Königs enthüllt seine Kraft bei jedem Individuum anders«, behauptet er und taxiert mich dabei mit seinen tief in den Höhlen liegenden Augen über seine Halskrause hinweg. »Bei manchen Reitern lässt der Effekt länger auf sich warten als bei anderen.«

In diesem Moment beschließt Hélénaïs, sich einzumischen, die sich schon seit Beginn des Gesprächs nur mühsam beherrschen kann. Sie verbeugt sich tief – und deutlich anmutiger als ich –, dann wendet sie dem König ihr hübsches Gesicht zu, das von einer extravaganten Frisur aus hochgesteckten kastanienbraunen Korkenzieherlocken eingerahmt wird.

»Ich melde mich freiwillig, anstelle von Diane nach Paris zu gehen, Sire!«, sagt sie. »Bei mir hat Euer Schluck schon seine ganze Wirkung entfaltet. Ich fühle mich stärker, ausdauernder ... und vor allem deutlich schneller.«

Der König mustert sie einen Augenblick lang durch die Schlitze seiner unergründlichen Maske.

»Ihr wollt die Baronesse von Gastefriche in den Schatten stellen, Mademoiselle de Plumigny«, murmelt er. »Das ist ein Fehler. Ihr solltet wissen, dass unsere Reiter jedes persönliche Gefühl unterdrücken müssen, um sich ganz unserem Dienst zu verschreiben.«

Wie immer ist die Wortwahl des Unwandelbaren sorgfältig-

tig bedacht. Während des gnadenlosen Wettstreits um den Schluck des Königs hat Hélénaïs mich beschuldigt, nur die Tochter eines Edlen, nicht etwa eines Barons zu sein. Seit ich Reiterin geworden bin, hat der Souverän allerdings meinen Titel einer Baronesse bestätigt. Und gerade hat er meiner Rivalin ins Gedächtnis gerufen, dass ich in der Adelhierarchie über ihr stehe, da sie erst vor Kurzem überhaupt in den Adelsstand erhoben worden ist.

»Beweist uns, dass Ihr gemeinsam handeln könnt«, entscheidet er schließlich mit einem Ton, der keinen Widerspruch duldet. »Ihr geht zu dritt nach Paris, jeder von Euch mit einem Passierschein ausgestattet. Wir befehlen Euch, den Hof der Wunder zu finden und die Dame, die ihm vorsteht, lebendig hier nach Versailles zu bringen, damit sie uns selbst berichten kann, wie es ihr gelungen ist, die Ghule unter ihren Willen zu zwingen.« Der Monarch richtet sich zu seiner vollen Größe auf und überragt so den Rest des Hofstaats um Haupteslänge. »Unsere Armeen wären sogar noch mächtiger, wenn sie durch eine Anzahl nächtlicher Abscheulichkeiten verstärkt würden, die ganz nach Bedarf mobilisiert werden könnten. Dann werden wir wirklich vollumfänglich zum Herrn der Finsternis, weil wir nicht nur über die Vampire, sondern auch über die Ghule herrschen, über sämtliche Wesen der Nacht. Dann zeigen wir Frankreich, Europa und der Welt, dass kein Mond jemals unseren unsterblichen Glanz zu überdecken vermag.«

Er zerknüllt den Brief in seiner beringten Hand. Als er die Hand wieder öffnet, bleibt nichts als vollkommen zermalmtes Papier übrig. Doch die Stimme, die von seinen reglosen Lippen erklingt, ist noch unerbittlicher als sein Griff: »Unsere rächenden Strahlen werden schon heute Abend auf-

leuchten. Bei genauer Überlegung haben die Gefangenen der Verschwörung um La Roncière die Gastfreundschaft unserer Kerker lange genug in Anspruch genommen. Nach der Abenddämmerung sollen sie am großen Galgen in Paris hingerichtet werden. Das wird denjenigen als Warnung dienen, die es wagen, uns herauszufordern. Ausnahmsweise wird die Sperrstunde für die Bevölkerung der Stadt aufgehoben. Alle sollen stattdessen der Hinrichtung beiwohnen. Dieses Beispiel wird für alle von Nutzen sein! Montfaucon, kümmert Euch gemeinsam mit Eurem Bruder, unserem Henker, um die Einzelheiten.«

Auf dem breiten Gesicht des Großstallmeisters meine ich bei der Erwähnung des düsteren Galgengerüsts, das seine Vorfahren errichtet haben, ein nervöses Zucken wahrzunehmen. Was den Bruder betrifft, so höre ich gerade das erste Mal von ihm.

Schon wendet sich der Souverän zum Gehen.

Die beiden Flügeltüren aus Ebenholz öffnen sich wie durch Zauberei vor ihm, sodass eine von der Decke bis zum Boden vollkommen schwarze Kammer dahinter sichtbar wird. Hier ist er vor inzwischen drei Jahrhunderten verwandelt worden. Wie jedes Mal, wenn sich die Totenkammer öffnet, wird mir schwindelig, und meine Ohren beginnen zu dröhnen. Dieser Ort entzieht sich auf rätselhafte Weise dem Lauf der Zeit, wie die Zeiger der Uhren beweisen, die auf den Zifferblättern erstarrt sind. Es ist ein schwarzes Loch, das die Sicht verzerrt und die Geräusche verschluckt.

Ein riesiger Sarkophag thront in der Mitte des unheilvollen Raums, aus dem die Finsternis herausickert. Der tonnenschwere Deckel gleitet auf seiner Unterlage beiseite, ohne auch nur das leiseste Kratzen zu erzeugen – einzig und allein

bewegt vom allmächtigen Willen des Unwandelbaren. Er kehrt dem Hofstaat den Rücken zu, steigt langsam über den breiten Rand und streckt sich dann auf dem steinernen Bett aus.

Daraufhin schließt sich der Marmordeckel über dem königlichen Grab, und die Ebenholztüren versiegeln sich hermetisch.

# 3

## WIEDERENTDECKUNGEN

**B**eilung!«, knurrt Montfaucon. »Die Mauer der Jagd schließt sich bald.«

Mit großen Schritten durchmisst er den Ehrenhof des Schlosses, während die Schöße seines langen Ledermantels in der eisigen Luft hinter ihm zusammenklatschen und die weichen Locken ihm über die Schultern wehen.

Suraj, Hélénaïs und ich folgen ihm. Es ist entschieden worden, dass wir den Tag im Großen Marstall verbringen sollen, um uns auf unsere Mission vorzubereiten.

Im Augenblick eilen wir auf die große Mauer zu, die das Schloss und seine Gärten umgibt. Wir müssen sie durchqueren, bevor der einzige Zugang sich für die kommenden zwölf Stunden versiegelt. Die Mauer der Jagd, wie sie genannt wird, ist ein Wunderwerk der Verteidigung und dient dazu, den Palast und seine Gärten tagsüber vor sämtlichen Eindringlingen zu schützen.

»Habt Ihr Pudding in den Beinen?«, treibt Montfaucon uns an und stürmt in den Tunnel hinein, der durch die Festungsmauer führt.

Im Laufschrift eilen wir durch den einige Meter langen Gang, an dessen Seitenwänden Fackeln brennen.

Als wir schließlich auf dem Waffenplatz auf der anderen Seite herauskommen, erzittert das Pflaster unter unseren Füßen. Das Beben rührt von den unterirdischen Rollen her, die sich zu bewegen beginnen, in Gang gesetzt durch dasselbe hydraulische Netz, das auch die Brunnen von Versailles versorgt. Hinter uns schließt sich die gewaltige Steinmauer. Wie jedes Mal, wenn die Mauer der Jagd erbebt, habe ich den Übelkeit erregenden Eindruck, dass sich die riesigen jagenden Vampirstatuen, die sie schmücken, ebenfalls in Bewegung setzen. Das Morgenrot leuchtet die grausamen Details des Reliefs aus – die scharfen Kiefer der Jäger, die spitz zulaufenden Nägel, die ekstatischen Blicke. Doch das Schrecklichste inmitten der steinernen Riesen ist und bleibt die kleine, verrenkte Gestalt ganz oben auf dem Bauwerk: ein menschlicher Körper, der an einem Haken aufgehängt ist.

Es sind die Überreste von Tristan de La Roncière, der seit einem Monat den Elementen ausgeliefert und schon zur Hälfte von den Raben aufgefressen worden ist. Es ist alles, was von dem Jungen übrig ist, der mir das Herz gebrochen hat, bevor ich ihm den Kopf abschlug. Er hat davon geträumt, den Platz des Königs der Finsternis einzunehmen und mich zu seiner Frau zu nehmen – jetzt dient er den Aasfressern als Futter.

»Weiter!«, ruft Montfaucon und reißt mich aus meiner makabren Betrachtung.

Er wendet der Mauer der Jagd und den Tausenden von unsterblichen Höflingen in den Särgen des Palasts den Rücken zu und geht voran zum Gitter des Großen Marstalls auf der gegenüberliegenden Seite des Waffenplatzes.

Es fühlt sich komisch für mich an, zum ersten Mal wieder den Hof zu betreten, seit ich die Schule im Oktober verlassen habe. Vier kurze Wochen ist das erst her, und dennoch habe ich den Eindruck, als ob Jahre vergangen wären. Durch die hohen Fenster des ersten Stockwerks, die von den Kronleuchtern erleuchtet werden, kann ich die Umrisse der Schülerinnen und Schüler beim Frühstück erkennen: die Jungs im rechten Flügel, die Mädchen im linken.

»Jaipur und Plumigny: Esst zusammen mit Euren alten Freunden«, befiehlt Montfaucon. »Ich führe Gastefriche solange in ein ruhiges Zimmer im obersten Stock, wo sie sich erholen kann. Sie hat eine kurze Nacht hinter sich und muss ihre Kräfte sammeln, um sich heute Abend Paris stellen zu können. Wir treffen uns um die Mittagszeit zu viert im Stutzimmer wieder und planen dann das weitere Vorgehen.«

Wir verabschieden uns von den beiden anderen Reitern und steigen die zentrale Treppe der Schule hinauf. Doch statt mich unters Dach zu führen, wie er es angekündigt hat, biegt der Großstallmeister in einen Korridor zu seinem Büro ab. Hinter uns schließt er die Tür ab.

Gern würde ich ihm Fragen stellen. Seit wir uns zuletzt gesehen haben, sind so viele neue aufgetaucht. Aber er legt mir seinen riesigen, mit eisernen Ringen geschmückten Finger auf den Mund.

»Pst. Nicht hier.«

Er geht um seinen Schreibtisch herum und auf das Bücherregal im hinteren Teil des Zimmers zu. Darauf wechseln sich alte Abhandlungen über die Reitkunst mit Gläsern voller Formalin ab, in denen monströse Klauen eingelegt sind: Ghulpfoten, die der Großstallmeister persönlich abgetrennt hat. Montfaucon trägt noch immer den Blutdurst seiner Hen-

kersfamilie in sich, dem er allerdings nur während der nächtlichen Jagd auf den Friedhöfen von Versailles noch nachgibt. Ghule sind seine liebste Jagdbeute – und die Körperteile in den Gläsern erzeugen in mir die Vorstellung von Geschöpfen, die aus den schlimmsten Alpträumen entsprungen scheinen.

Der Schuldirektor geht auf ein schweres Behältnis zu, in dem eine Pranke liegt, die viermal so groß ist wie meine eigene Hand. Mir fällt auf, dass sie nur vier Finger mit langen gelblichen Krallen hat. Daneben steht eine Reihe von in rissiges Leder gebundenen Büchern. Montfaucon zieht das dickste davon mit dem Titel *Nächtliche Abscheulichkeiten & die Jagd auf die Finsternis* heraus. Doch es lässt sich nicht ganz aus dem Regal nehmen. Stattdessen kippt das Buch nur auf einem geheimen Mechanismus nach vorn – es ist ein Hebel.

Das Bücherregal schwingt quietschend einen Spaltbreit auf. Dahinter wird eine Treppe mit ungleichmäßigen Stufen sichtbar, die tief in den Keller des Großen Marstalls führt. Montfaucon zündet eine Laterne an und schließt die Geheimtür hinter uns wieder.

»Genau wie in meinem Schlafzimmer im Schloss«, murmle ich, und wir steigen die Treppe hinunter. Langsam gewinne ich den Eindruck, dass ganz Versailles von Geheimgängen durchzogen ist.

»So ist es. Und die Wände haben Ohren. Aber im Keller der Schule können wir uns ohne Angst unterhalten.«

Am Ende eines langen Abstiegs gelangen wir endlich in Montfaucons geheimen Schlupfwinkel: die Folterkammer, wo er üblicherweise seine makabre Jagdbeute sezziert.

Er lässt sich auf einen Stuhl vor einer Wand fallen, an der Sägen und Zangen hängen, dann fordert er mich auf, auf dem Stuhl ihm gegenüber Platz zu nehmen.

